

# Meine feuerroten Stiletto

Wie soll ich ihn bloß nennen, ohne dass die Art und Weise, wie ich seinen Namen ausspreche, zuviel verrät?

*Gar nicht. Du sollst seinen Namen nicht mal denken!*

Darf ich vorstellen: Mein Gewissen. Meine Anstandsdame, sie ist mehr Dame als ich je sein werde, und sie verbietet mir den Gedanken an M.

Ich traf M. mit 33, diesem besten Alter für alles, drei Tage später war ich 34 und übermorgen bin ich verheiratet.

Nicht mit M., nein, natürlich nicht!

Natürlich nicht. Ich denke an ihn nicht mit dem Herzen. Sondern mit dem Mund und mit der Haut und mit meiner...

*Zügele dich!*

...und mit all dem von mir, was nicht ans Anfangen oder Aufhören denkt, es denkt nicht, es ist wie Salz in den Wunden einer Sehnsucht, die ich gar nicht haben dürfte.

*Wir gehen davon aus, dass dieses Benehmen unterbleibt, Cherie!*

Cherie. Ich ahne nicht, was meine Mutter sich dabei dachte, als sie mich Cherie taufte und just nach dieser Entscheidung verschied. Simon spricht es wie Sherry aus, und ich weiß nicht, wie oft ich zum Geburtstag schon Kirschcognacpralinen geschenkt bekommen habe, die so heißen wie ich. Ich liebe Simon sehr. Simon ist Cellist bei den Symphonikern. Ich habe ihm niemals spielen sehen, nur hören, denn ich arbeite in der Garderobe der Brahmschalle, erster Rang, dritte Loge links, Reihen sechzehn bis zweiundzwanzig. Und da bleibe ich auch während eines Konzerts. Zusammen mit Fräulein Obaum, zweite Loge links, Reihen acht bis fünfzehn.

Fräulein Obaum ist klein, symmetrisch wie eine Sanduhrminiatur, ein Gesicht wie eine Walnuss, sie muss 60 sein oder älter; Simon sagte mal, eine rostige Gabel sei sie, aber ich finde sie schön. Sie muss die Männer in ihrer Zeit verrückt gemacht haben, die sich vielleicht nur deshalb den ersten Rang, zweite Loge, Reihe Neun leisten wollten, um ihren teuren Mantel in Fräulein Obaums Hände zu legen.

Das edle Fräulein Obaum besitzt Würde, sie ist wie eine Fackel aus Contenance, wie sie da hinter ihrem Mahagoni-Garderobentresen steht. Nie stützt sie sich auf, ihr skulpturaler Körper wie eingenäht in die schwarzen, hochgeknöpften Kleider. Sie ist seit über 40 Jahren Garderobiere, und sie kann hören, wer dirigiert, ohne den Namen des Dirigenten auf den Plakaten gelesen zu haben. Sie weiß, wenn das Orchester durch den Mahler hetzt oder ob einer der Querflöten Liebeskummer hat. Bisweilen summt sie mit oder legt ihre Walnussstirn unter den zurückgebundenen Haaren in noch mehr Falten, um zu einer Rezension anzusetzen, und beispielsweise die erste Arie des Lohengrin als lateinisch-christlichen Orgasmusversuch zu beschreiben, oder die verschleppten Synkopen als ungesunde Onanie.

Meine Anstandsdame hält den Atem an, ich finde es entzückend und ein bisschen verworfen. Fräulein Obaum ist wie eine Chanelfrau, die sich in einer Straßenecke einem Beleuchter hingibt, um danach ihre Strümpfe zu richten und Sätze zu sagen

wie „Widmen wir uns dem geträumten Leben, mein Lieber, die Geißeln der Leidenschaft wollen ungern durch Wahrheit entzaubert werden.“

Jeden Abend, nach dem der letzte Pelz, der letzte Hut, die letzte sorgsam bewachte Tasche, zurück gegeben ist, öffnet Fräulein Obaum den ersten und zweiten Knopf ihres Kleides bis zum Halsgrübchen; zieht ein Paar Handschuhe aus durchsichtiger schwarzer Spitze an, legt ihr schwarzes Seiden-Cape um, und schlüpft ganz zuletzt in ein paar tiefschwarze, satt glänzende Lack-Stilettos, die sie gegen ihre blassgrauen, flachen Garderoben-Pumps mit Blockabsatz austauscht.

Ich würde es nie wagen, solche Schuhe zu tragen: Sie umschmiegen den Spann wie zwei begehrende Hände, heben die Ferse um acht Zentimeter, um sie auf kaum Stecknadelartigen Absätzen, geformt wie ein auf dem Kopf stehender Tropfen, über den Boden zu tragen. Der Ansatz der Zehen ist zu sehen, in dem Ausschnitt, der wie die Spitze eines gemalten Herzens zuläuft; ein kleines, vierfaches Dekolleté. Das Lackleder der Ferse ist ein wenig hochgezogen. Ein Signalpfeil, der die Waden aufwärts weist und dorthin, wo die Beine sich treffen. Das Schwarz ist lebendig, die noch warme, kohlige Glut eines verzehrenden Feuers.

Fräulein Obaum geht in diesen Schuhen wie eine Frau mit 33. Mehr ein Schlendern denn ein Schreiten, und sie reicht mir die Hand zum Abschied, eigentlich nur die erste Wölbung der Finger. Von oben legt sie ihre kleine Hand mit der gewebten Spitze über meine, und sagt „A la prochaine, Cherie“. Sie sieht aus wie eine Tuschezeichnung, schwingend, und mit einem Ausdruck, der nur entsteht, wenn man das Wesentliche hervorhebt, und das Wesentliche an ihr ist Sinnlichkeit, ungebeugt von so etwas lächerlichem wie Alter. „Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht.“ Wir sitzen uns, vier Jahre hinter der Garderobe haben daran nicht geändert, sie die Fackel, ich das Streichholz.

Meine Schuhe sind flach, braun und haben eine goldene Schnalle.

Auch heute legt Fräulein Obaum ihre Finger in die zarte Kuhle zwischen meinem Daumen und Zeigefinger; ich kenne niemanden, der andere Menschen so anfasst wie Fräulein Obaum. Ihre Daumenkuppe ruht in dem Spalt neben meinem Daumen, auf dem zarten Hautbändchen.

Ich erwarte, dass sie Alaprochaine sagt, doch ich täusche mich.

„Sie werden also heiraten“, stellt sie fest.

Ja.

„Sind Sie glücklich?“ fragt sie.

Ja.

„Woher wissen Sie das – kennen Sie das Leben?“

Meine Augen sagen ihr die Antwort, die ich nicht kenne.

„Haben Sie den Schuhtest gemacht?“ fragt sie.

Unwillkürlich verliere ich die Beherrschung über meinen Blick, er gleitet herab bis auf die elegante Spitze ihrer Stilettos, eine Fortsetzung des Herzens, das ihre Zehen umrahmt. Das Lackleder schimmert, als sei es feucht. Wie nasses, tiefschwarzes Haar einer Frau, das sich um ihren Wangen schmiegt, wenn sie geliebt wird.

„Der ganze Selbstwert einer Frau manifestiert sich in ihren Schuhen“, dringt

Fräulein Obaums Stimme an mein Ohr; würde ich ihrem Timbre eine Farbe geben, so wäre es das selbe Schwarz wie die Farbe ihrer Schuhe. Das Licht der Kronleuchter tanzt auf dem Lack, auch der Schimmer, den die Mahagoniverkleidungen der Garderobentresen zurück werfen.

Sie sehen teuer aus, diese Schuhe. Ist das der Wert, von dem sie spricht? Und was hat das mit Simon zu tun, mit mir und mit M., der nichts weiter ist als eine Ausflucht, und da ist es wieder, das Ziehen.

„Es ist nicht der Preis, Cherie. Es ist die Höhe, in der eine Frau bereit ist, gehen zu wollen. Leben zu wollen. Überleben zu können. In welcher Höhe können Sie noch atmen, Cherie?“

Ich weiß nicht, was ich antworten soll.

„Welche Höhen des Lebens kennen Sie, um zu wissen, wie sich Glück anfühlt, und wie tief können Sie sinken bis Sie Ihre Grenzen des Unglücks kennen?“

„Ist das wichtig, um zu heiraten?“ frage ich.

Fräulein Obaum lächelt, sehr fein, und mir ist, als ob alles, was mit diesem Lächeln in Berührung käme, sofort dessen Anmut annähme.

„Nein. Heiraten ist einfach, Sie müssen nur an der richtigen Stelle Ja sagen.“

„Waren Sie verheiratet?“

Statt einer Antwort nimmt sie ihre Hand von meiner, augenblicklich fehlt mir ihre Wärme, und sie greift ins Innere ihres Capes und zieht ihre Finger mit einem Stück Papier dazwischen wieder heraus.

„Gehen Sie zu dieser Adresse. Gleich morgen früh. Es ist ein... Schuhmacher. Sagen Sie ihm, Sie kämen von mir. Er wird Ihnen jene Schuhe geben, die Ihnen entsprechen. Ihrem wirklichen Selbst. Tragen Sie sie, für einen Tag. Am Abend werden Sie wissen, was...“

„Sherry! Ich warte auf Dich! Liebes, komm, wir sind die letzten auf unserem eigenen Polterabend!“

Und da steht er, Simon, er liebt die Kleiderordnung der Brahmschalle, die für die Symphoniker einen schwarzen Frack vorschreibt, ein weißes gebügeltes Hemd und weiße Bauchbinde, und wie er da so steht fällt mir auf, wie viel ich an ihm mag.

Ich stecke die Visitenkarte ein und vergesse, mich von Fräulein Obaum zu verabschieden.

Ich vergesse den ganzen Abend die Karte in der Innentasche meines Mantels, während Simons Eltern, unsere Freunde und das halbe Orchester Porzellan gegen eine Wand werfen. In der Nacht, als mich Simon in den Schutz seiner Arme bettet, vergesse ich es auch.

Ich träume konfus, wie ich in hohen Schuhen über ein Seil balanciere, und dann einen Gletscher besteige. Schließlich nackt bis auf hohe Schuhe vor dem Priester stehe und Simon Nein sagt, weil ich er mich so nicht will. Nur M., den habe ich am Morgen immer noch nicht vergessen, als ich aufwache und nur noch einen Tag habe, bis ich an der richtigen Stelle Ja sage.

\*

Die Ungnade der Anstandsdame versteht sich von selbst. Ich stehe vor diesem Haus, eine Patriziervilla, wie es in diesem Stadtteil viele gibt, und wo viele jener

wohnen, deren Pelze ich sorgsam an den Haken der Konzert-Garderobe gehängt habe. Sie verspottet mich und den Schuhtest der alten Dame. So denkt sie nur über Fräulein Obaum, wenn diese nicht in der Nähe ist. Ich trage flache Stiefel.

Der Schuhmacher ist im Souterrain des weißen Hauses, drei Stufen abwärts, im Schaufenster steht nur ein einziger Schuh. Wie auf einer kleinen Bühne, er steht auf einem runden, weißen Lederhocker, und er ist rot. Feuerrot. Sein roter schlanker Absatz so hoch wie eine Zigarettenschachtel, Schuhe können tödlich sein, Schuhe gefährden Ihre Gesundheit, ich frage mich, was ich hier tue. Feuerrote Stilettos. Riemchen um den Knöchel. Die Sohle scheint zu glitzern, ist es schwarz? Silber? Das kleine Schild in der Türscheibe ist mit „geöffnet“ beschrieben. Rote Schuhe. Nichts für mich.

Eine kleine Klappe öffnet sich in der Wand hinter dem Schuh. Eine Hand greift nach ihm und zieht ihn von seiner Bühne, durch die Klappe, sie geht zu, weg ist der Schuh, und meine Erstarrung löst sich.

Ich gehe die Treppe hinab, durch die Tür, und als ob er auf mich gewartet hat, steht er da und hält den Schuh in beiden Händen. Nein, er hält ihn nicht, der feuerrote Stiletto schwebt zwischen seinen schlanken Fingern, und entlang der geraden Nase mustert mich der Schuhmacher aus perlgrauen Augen. Seine Gesichtszüge: Ausgewaschener Stein, Regenrinnen. Sein weißes Hemd schließt dicht an seinem Hals, er ist schlank wie eine Quecksilbersäule, seine Augen ein Skalpell.

Ich komme von Fräulein Obaum.

„Bittesehr“, sagt er, und „legen Sie ab“, ich tue es und weiß nicht wohin mit dem Mantel, aber er steht schon hinter mir, nimmt ihn mir ab. Hängt ihn an einen Bügel neben der Tür, dreht den Schlüssel im Schloss um und wendet das Schild von „geöffnet“ in „geschlossen“.

„Setzen Sie sich“ sagt er, und weist auf einen Boudoirsessel, blauer Samt, Löwenkopffüße, davor eine abgeschrägte Fußbank. Sie ist auch mit Samt bedeckt. Dahinter ein kleiner Schemel. Mir fällt auf, wie abgelaufen die Absätze meiner flachen Stiefel sind.

Ich setze mich nur auf die Kante des Sessels. Ich sollte mein aufgedämpftes Brautkleid um elf Uhr abholen, jetzt ist es zehn.

Der Schuhmacher setzt sich auf den Schemel und sieht mich nur an. Dann zieht er sehr dünne flaschengrüne Lederhandschuhe über.

„Bitte lassen Sie mich das da ausziehen“ verlangt er, als ich nicht mehr weiß, ob ich lächeln oder verschwinden soll, und zeigt auf die Stiefel. Ich strecke ihm das Bein hin, er zieht den Reißverschluss langsam herunter, sieht mir dabei in die Augen, und spricht kein Wort.

Er hält meine Wade in seiner Hand, als er mir den Stiefel von den Füßen zieht. Streichelt herab bis zum Knöchel, aber es ist keine verführerisches Liebkosung, es ist eine Prüfung. Das Leder seiner Handschuhe ist warm. Seine Finger umfassen meine Knöchel, er vermisst mich mit seinem Griff genauso wie mit seinen Augen.

Der zweite Stiefel. Wieder der Blick. Der Reißverschluss, der so langsam geöffnet wird, dass meine Anstandsdame scharf die Luft einatmet vor soviel ungehöriger erotischer Subtilität.

„Bitte stehen Sie auf“ sagt der Schuhmacher, ich kenne nicht mal seinen Namen, er zieht einen Handschuh aus und reicht mir die Hand. Sie ist trocken und kräftig,

er zieht mich hoch.

Er weist in den Raum. „Bitte gehen Sie.“

Ich gehe. Hin, und wieder zurück. Der Fußboden ist warm, es ist Parkett, und es ist glatt unter meinen Strümpfen. Erst jetzt fällt mir auf, dass der gesamte Raum verspiegelt ist.

„Was ist der Schuhtest?“ frage ich, als ich mir selbst dabei zusehe, wie ich auf den Spiegel zugehe. Kein Schreiten, mehr ein Schleichen.

Er weist wieder auf den Sessel.

„Ziehen Sie bitte Ihre Strümpfe aus.“ Er sagt es so, als sei das die Bedingung, um mich über den Schuhtest aufzuklären. Ich tue es, und bin froh, meine Nägel lackiert zu haben.

Wieder das Spiel, er bittet mich, zu gehen, ich gehe auf und ab, und die Scheu wird weniger, einfach nur zu gehen und von einem Fremden dabei beobachtet zu werden.

„Gut“, sagt er schließlich, seine Stimme fern, alles ist hier fern von allem, wir könnten in Saigon sein, irgendwo, draußen ist Nichts.

Diesmal lehne ich mich an, als ich dem Sessel sitze, und atme aus. Als ob ich seit Jahren das erste Mal wirklich ausatme. Ich sehe dem Schuhmacher dabei zu, wie er langsam das Regal abgeht, es sind nicht viele Schuhe, die dort stehen, aber sie sind alle hoch, atemberaubend hoch, es sind Kunstwerke, manche tragen glitzernde Steine, andere Blüten, ein Satinschuh ist dabei.

Noch einmal dreht er sich zu mir um, „ja“, murmelt er, wie zu sich selbst, „nicht die goldenen, nicht die blauen, es sind die roten, achtunddreißigeinhalb“, und dann kommt er wieder und hält diesen einen Schuh in der Hand. Den aus dem Fenster. Der feuerrote Stiletto.

„Das ist Ihr Schuh“, sagt er.

Nein. Nicht rot. Das... bin ich nicht.

„Das sind Sie“, sagt er.

Ich verliere das Duell, ich will mich verlieren, ich gehorche.

Er schiebt den Schemel fort und die Fußbank auch, er hebt meinen rechten Fuß auf sein gebeugtes Knie, und dann tut er es. Meine Zehen dringen zuerst in die dunkle Öffnung des roten Leders ein, dann die Seiten, bis der Schuhmacher mit einem kurzen, entschlossenen Stoß von unten meine Ferse zwingt, einzutauchen. Er schließt das Riemchen um meinen Knöchel. Stellt den Fuß behutsam ab. Nimmt sich den anderen vor. Feuerrote Stiletto. Eine zart abgerundete Spitze. Ein Fersenabschluss, der an den runden Knauf eines Gehstocks erinnert, „an eine pralle Eichel“, denke ich, Anstandsdame schnappt nach Luft, der Spann drückt sich hoch heraus, „wie eine Frau, die den Rücken durchdrückt, Busen nach oben, fick mich, denkt sie“, Anstandsdame bricht zusammen, nein, ich bin das nicht, ich BIN das nicht. Rot eingerahmte nackte Haut. Nackter als nackt.

Der Schuhmacher stellt den anderen Fuß auf den Boden, richtet sich auf, er lächelt, er ist zufrieden, und wieder reicht er mir die Hand.

„Gehen Sie.“

Ich stehe auf. Ich wachse. Ich spüre den Boden nicht mehr, ich schwimme in Luft – ich werde niemals in diesen Schuhen gehen können! Ich sehe auf meine Füße.

Sie stehen auf Absätzen, die schlanker als ein Finger sind, lang wie eine Zigaretenschachtel, zehn Zentimeter, tödliche Höhe, ich bin so groß wie der Mann, der vor mir steht. Und ich sehe noch etwas anderes – diffuse Bilder, die empor quellen, wie aus einem purpurnen Fluss, und ich tue mit den feuerroten Stiletos den ersten aller Schritte.

Klick.

Nie ging ich in solchen Höhen.

Klack.

Meine Hüfte schiebt sich wie von selbst nach links, mein Rücken beginnt, sich zu strecken, und ich sehe in den Spiegel.

Auf die Frau in den roten Schuhen. Schau, das bist du, das bin ich; bin ich die Frau in den roten Schuhen?!

Ich gehe meiner selbst entgegen. Klick. Klack. Ich schwanke, ich drohe zu stürzen.

Nein. Das kann nicht sein.

Ich drehe mich hilfesuchend zu dem Schuhmacher um. Er steht da mit verschränkten Armen und sieht mir zu, „er wird Ihnen Schuhe geben, die Ihnen entsprechen“, er kennt mich doch gar nicht, ich kenne mich selbst kaum, auch Fräulein Obaum kennt mich nicht, „Ihrem wirklichen Selbst.“ Ich sehe wieder auf die Schuhe.

„Gehen Sie“ flüstert er wieder, er reicht mir die Hand, und er führt mich, ich gehe wie auf Taubeneinern, auf Gletschereis, auf schwankenden Seilen, und schließlich auf Schwämmen. Meine kleine Hand in seiner großen wird feucht, und dann tut er es: Er zieht mich an sich heran, Tangoposition Eins. Ich strecke den Rücken durch. Er führt mich durch den Raum und ich lasse mich führen, nie tanze ich in solchen Höhen, – bis er mich loslässt.

Die Hüfte schwingt.

Ich gehe. Klick. Klack.

Dann gehe ich zu meiner Handtasche, öffne sie, ziehe die Briefftasche heraus.

Was tue ich da?

Die Anstandsdame schweigt. Zum ersten Mal.

Ich spüre mich. Alles. Meinen Nacken. Meine Brüste. Meinen Schoß. Meinen Arsch. Jede Sehne meiner Beine. Alles.

„Möchten Sie sie gleich anbehalten?“ fragt der Mann mit den Skalpellaugen; jetzt ist es geschmolzener Stahl, der glüht, ich fühle mich von diesem Glühen erleuchtet in all meiner Blöße.

Ja, ich will.

„Nein“. Ich beuge mich herab, um die Riemchen zu öffnen. Meine Finger zittern. Meine Schenkel auch.

Das Leder fühlt sich gut an, als ich darüber streiche. Seidig. Wild.

„Lassen Sie mich das machen“, sagt der Mann, geht vor mir in die Knie und entkleidet meinen Füße.

Als ich wieder in die Stiefel schlüpfe und zu der diskreten Kasse gehe, fühle ich

mich kleiner. Steifer. Taub in allen Fasern. Wie unter einem niedrigen Himmel gestaucht.

*Und wollen wir die Farce jetzt mal beenden?* Die Anstandsdame spricht wieder mit mir. Sie bringt mich dazu, den Mantel bis nach oben zuzuknöpfen.

Der Schuhmacher sucht kleine Kissen in Schwarz, die er in die Spitzen der Schuhe steckt, bevor er sie mehrfach mit raschelndem Seidenpapier umwickelt und so sacht in einen mit Samt ausgeschlagenen, rot lackierten Karton legt, als seien es zarte Glasvasen.

Ich halte ihm die Kreditkarte hin.

Ich traue mich nicht, nach dem Preis der Schuhe zu fragen.

„Morgen“, sagt er. „Tragen Sie sie für einen Tag. Und wenn Sie sie behalten wollen, zahlen Sie morgen. Sonst bringen Sie sie mir wieder.“

Morgen heirate ich.

Er lächelt und überreicht mir den Karton.

„Auf Wiedersehen“. Er geht zur Tür, wendet das Schild von „geschlossen“ in „geöffnet“, dreht den Schlüssel um und hält mir die Tür auf. Ich gehe. Ich schleiche.

Ich ducke mich hinaus und halte den Karton mit den roten Stiletos vor mir wie ein Schild. Ich weiß, es muss eine Täuschung sein, das ich es unter meinen Händen pochen fühle wie ein Herzschlag.

In dem Brautmodensalon helfen sie mir noch mal in das Kleid. „Haben Sie Ihre Schuhe dabei?“ fragt die Verkäuferin mit einem Nicken zu dem Karton.

„Das sind keine Brautschuhe“, wehre ich ab.

Sie schaut trotzdem rein, und als sie das Seidenpapier zur Seite schiebt, schrickt sie zurück. „Rot!“

Sie sieht mich an als hätte sie es mit der Braut des Teufels zu tun.

„Tragen Sie... so etwas?“

Das hört sich nach etwas an, was man Nachts auf St. Pauli findet.

„Warum?“

„Rote Schuhe... Sie kennen doch das Märchen?“

Ich greife nach meinem Karton und halte ihn an mein weißes Brautkleid. Ich kenne das Andersensche Märchen. Von der tanzenden, das Leben tanzenden Karen, die sich die Füße vom Scharfrichter abhacken ließ, damit sie aufhörte, in den roten Schuhen zu tanzen. Man verbot ihr, jemals eine Kirche zu betreten, auf Krücken kroch Karen durch ihre verbleibenden Tage, von Absolution verlassen. Mir ist danach, sofort diese Schuhe anzuziehen und vor ihr auf und ab zu gehen, damit sie nie wieder eine Frau fragt, ob sie „so etwas“ trägt.

„Das ist ein Märchen für Frauen ohne Stolz auf ihren Sex“ sage ich, als ob ich meine Schuhe verteidigen müsste, dabei sind es gar nicht meine, sie gehören mir nur für einen Tag.

Das Lächeln der Verkäuferin zerbricht.

Als ich wieder aus der Umkleidekabine komme, halte ich die Stiefel in den

Händen und trage meine feuerroten Stilettos an den Füßen.

Ich drücke der Verkäuferin die Stiefel in die Hand. „Werfen Sie sie bitte weg“, sage ich, und sie tut es, schmallippig und mit spitzen Augen, „wir liefern Ihr Kleid heute Abend um 17 Uhr“, ja, sicher doch, ich gehe. Klick. Klack. Der gestauchte Himmel löst sich auf, ich lasse den Mantel offen, und trete auf die Straße. Klick, klack singt der Asphalt unter meinen Absätzen, und wieder erfüllen mich diffuse Bilder; von Frauen, die die Liebe lieben, sie sind Instrumente ihres eigenen Glücks, und des Unglücks der Männer, sie betrügen ihre Liebhaber mit anderen Liebhabern, aber niemals sich selbst. Der Preis der Macht, was kostet er, die Macht über sich selbst, oder...?

Klickklackklickklack, ich stelle mir, wie es ist, zu tanzen, um nicht zu fallen; und ich bemerke es nicht gleich, dass sie verstummt ist, die Anstandsdame, kein „das gehört sich nicht“, kein „was sollen denn die Leute denken“, kein „wer denkst du, dass du bist?“

Erst als ich vor diesem Wäscheladen stehe, beginne ich zu begreifen, dass ich nicht den Weg zu Felice genommen habe, der Bride-Assistent, mit der ich um 12 Uhr verabredet war.

Ich sehe auf die Auslagen, und auf die Wäschefrau, die mit Wattebäuschchen die Scheibe reinigt, ich war nie der Typ für Dessous, was will ich hier?

Kaum habe ich die Frage gestellt, bin ich schon durch die Tür gegangen und benötige nur fünfzehn Minuten, um mir einer kleinen rosa Lackpapiertasche wieder heraus zu kommen. Viel Stoff ist es nicht, aber er wärmt.

Das kommt dabei also heraus, wenn man den Körper sich selbst überlässt, zu suchen und zu finden; wenn alles nach vorne drängt, in den Strudel der Begierde, zu lieben, zu leben, man selbst zu sein?

Ich schwöre, ich mache mich auf den Weg zu Felice, klickklack machen die roten Stilettos, Männer schauen, Männer lächeln, Frauen schauen, Frauen ärgern sich, ihre Blicke erreichen nie mein Gesicht, sondern mit vorgewölbten, verächtlichen Lippen fallen sie an mir herab. So hässlich sind Frauen, wenn sie andere Frauen abfällig mustern, ich kannte das aus der Brahmshalle, wenn jede jede taxierte, und sich nur mit Verachtung jener Verzweiflung zur Wehr setzen konnte, nicht so aufregend auszusehen.

Aber nie traf mich dieser Blick. Ich bin nicht schön.

Es sind meine Schuhe.

Nein, ich bin es.

Wenn die Schuhe das sind, was ich bin, dann bin ich es, die diese Frauen verzweifeln lässt und die Männer lächeln.

Ich muss nicht schön sein.

Ich muss nur ich sein.

Ich muss inne halten und mich für einen Moment am Wind festhalten, der in Hamburg immer ist.

In welcher Höhe kann ich noch atmen?

Anstatt zum Bus zu gehen halte ich ein Taxi an, in dem ich mitten auf die Straße trete, die Hüfte provozierend zur Seite gespannt, ich hebe den Arm, und sofort bremst eine Limousine ab.

Als ich mich in den Fond sinken lasse und es aus meinem Mund „Vier Jahreszeiten“ höre, verstehe ich mich nicht.

Alles, was ich glaubte zu sein, löst sich auf mit jedem Schritt, den ich mit diesen roten Schuhen tue; und alles, was sich bedeckt gehalten hatte in der Höhle des angemessenen, lauwarmen Mittelmaß, drängt nach oben. Ich will Champagner. Ich will begehrt werden. Ich will lachen und lieben und leiden und rauchen und tanzen und über alles reden können, was mich bewegt, ich will dieses Meer von allem, unbeschreiblich, unvergleichbar, ich will es tun, mir tun, es soll zum Sterben schön sein, zum Leben schön.

Als ich aus dem Taxi steige und mir der Wagenmeister mit dem Zylinder die Tür aufhält, gehe ich schon viel sicherer auf den hohen Absätzen, und lasse sie frei schweben über jeder Treppenkante, die ich mich hinauf in das Foyer bewege, trete nur mit den Spitzen auf. Ich spüre, wie der Wagenmeister mir nachsieht, er sieht mich, und es macht ihn verrückt. Niemals habe ich einen Mann verrückt gemacht, ich hätte nicht gewusst, wie, und mir fällt Sex ein, wie schrecklich es immer war, danach, ganz gleich ob man sich liebt oder nicht, und auch das ist fort. Es wird nie wieder schrecklich sein. Danach wird immer davor sein, und „davor“ ist die reinste Form der Leidenschaft.

Ich trinke keinen Champagner, sondern zehn Jahre alten Calvados, und mir ist danach, die Unterwäsche anzuziehen und ein Zimmer zu nehmen, M. anzurufen und ihm zu sagen, er soll kommen. Zu mir. Auf mir. In mir. Über mir. Nicht mehr länger kommen mir diese Gedanken wie ein Scheitern vor, wie eine Trauer um meine beste Absichten, und ich stemme die Absätze der roten Schuhe fest in die dunklen Holzplanken der Bar, hebe beide Fersen an, lasse die Absätze auf den Boden stoßen, KLACK!

Der Barmann sieht auf. Ich lächele ihn an wie einen Mann, mit dem ich schlafen will. Klick, klack.

Ich will mit Simon schlafen. Ich will mit M. schlafen. Ich will...

...ich will.

Männer kommen in die Bar, ich schlage die Beine übereinander, sie schauen, ich trinke, nicht mehr länger ist das Leben eine Fotografie, und ich ziehe das Haargummi herab und lasse die Strähnen um mein Gesicht fallen. Meine Füße sind nackter als nackt. Wippend. Räkelnd.

In den Toilettenräumen ziehe ich die neue Wäsche an und werfe die andere fort.

Ich zahle und gehe nirgends hin, wo ich hin gehen soll. Nicht zu Felice. Nicht zur Zahnreinigung. Nicht in die Brahmshalle, nicht zur Kosmetikerin, nicht zu meiner künftigen Schwiegermutter, um mit ihr die Farbe des geschenkten Hochzeitsgeschirrs abzustimmen.

Ich stehe vor Ms. Haus. Wie ein roter Mund heben sich die Spitzen meiner Schuhe von dem Grau des Bürgersteiges ab.

Ich sehe hinauf, und ich frage mich, ob M. die Liebe liebt oder ihre Variationen, und ob ich bereit bin, dies alles zu erfahren.

Ich sehe, wie er die Tür öffnet. Ich sehe, wie seine Haut von Zartheit ist, und sein Körper darunter sehnig, fest und kraftvoll. Ich sehe, wie sich seine Lippen um den magischen Spalt öffnen, und seine Lider um jenen Millimeter herab sinken, all das enttarnt sein Begehren. Sein Blick aus den Augen auch, zwei matte Kastanien, und er greift nach mir und zieht mich, Willkür, er stöhnt, er ist voll von einer Sorte

Liebe, die nur die Lust kennt.

In meinen feuerroten Stiletto und in der Wäsche stehe ich da, und er drückt seinen Schwanz von hinten zwischen meine Beine, ich klemme ihn dazwischen ein, und wir tanzen zu Musik. Er hält mir die Augen zu, damit ich ihn besser spüren kann, und er sagt alles, was man sagt, wenn man sich nicht ins Gesicht sieht; er sagt Liebe zu mir, und Hure, Geliebte, und Endlich, er nennt mich bei meinem Namen, Cherie, es ist Neuland, Cherie, verzehrend. Wir durchqueren das Zimmer und zwischen meinen Schenkeln ist es feucht. Seine Eichel ist so prall und rot wie die Fersenrundung meiner Schuhe.

M. nimmt die Hände von meinen Augen und schiebt sie von vorne und hinten gleichzeitig in meinen Slip; seine Finger treffen sich in der Mitte. Er lehnt dicht an meinem Ohr, sein Knie drängt sich zwischen meine Beine, er öffnet sie; sein Mund, der mir seine Begierde erzählt, und wie oft er mir in Gedanken schon die Schenkel gespreizt hätte um mich zu lecken.

Er tut es, ich stehe vor ihm, gebe mich dem Ziehen hin, das mich zu seiner Wollust zog, ich wusste nicht, dass man dabei weinen kann vor Lust, und es kommt mir nun fast wie eine Verpflichtung vor mir selbst vor, dass ich mich ihm ausliefere.

Ich will nicht, dass er mich zärtlich berührt. Ich will nicht, dass er lange verweilt bei einem Stück Haut. Ich will, dass er mich nimmt. Dass er mich fickt. Dass er meine Schuhe ansieht währenddessen.

Als er es schließlich tut, hält er seinen Schwanz fest und sieht mich an, er hält ihn solange fest, bis er durch den ersten Widerstand gedrunken ist, und dann greift er nach meinen Beinen, meinen Knöcheln, hebt sie hoch, umfasst meine roten Stiletto, und öffnet mich noch weiter. Dann ist er bei mir. Füllt mich aus. Immer wieder. Hinein. Und hinaus. Ich halte mein Becken ruhig, um alles davon mitzubekommen, wie er hinein stößt und hinaus gleitet. Er bewegt sich in mir, und sein Mund ist feuerrot.

Sein Begehren ist es, was mich dazu bringt, zu kommen.

Dabei stehe ich immer noch vor Ms. Haus.

Ich gehe, wohin ich will. Am Ende dieses Tages, zum Abschluss des Schuhtests, wird es ein langer Weg zu mir gewesen sein.

Nicht mehr schleichen. Nicht mehr ducken.

Das Leben tanzen, durch das Leben flanieren, schreiten, schweben, gehen, nicht stehen bleiben.

Auf meinen feuerroten Stiletto gehe ich nicht dorthin, wo ich hin muss. Meine roten Schuhe tragen mich dorthin, wo ich wirklich sein will. Dort, wo ich in großer Höhe atmen kann.